

I.

Protokoll

der Versammlung des Solinger landwirthschaftlichen
Lokal-Abtheilungs-Vereins

v o m 1 0. A p r i l 1 8 4 5.

Bu dieser Versammlung waren durch die Kölner Zeitung und mehrere öffentliche Blätter nicht allein alle Vereins-Mitglieder, sondern auch alle in- und auswärtige Landwirthe, überhaupt das ganze Publikum eingeladen, um folgende drei Gegenstände zu berathen und darüber zu beschließen.

- 1) Wie können wir unsere Dienstboten männlichen und weiblichen Geschlechts, worüber Stadt und Land sich in Klagen überbieten, bald verbessern.
- 2) Wie wird der animalische Dünger um mehr als ein Viertel vermehrt und im gleichen Verhältniß verstärkt. Durch welches Verfahren wird der künstliche Dünger erzeugt und wie angewendet.
- 3) Welches ist das beste Verfahren in der Erziehung und Behandlung des Viehs, besonders des Rindviehs.

Die beiden ersten Gegenstände wurden vollständig, der dritte aber wegen Mangel an Zeit nur theilweise berathen.

a) Die anhaltenden Klagen über schlechte Dienstboten, worin Stadt und Land sich zu überbieten scheinen, sind der erste Gegenstand der heutigen Verhandlung.

Bei der Aufnahme aller Dienstboten in unserem landwirthschaftlichen Lokal-Verein sind auch viele derartige Klagen vorgekommen, aber auch die angenehme Wahrnehmung, daß wir noch viele brave Dienstboten haben, die billig ihre öffentliche Anerkennung erwarten, womit man sich gegenwärtig beschäftigt.

Es sind viele Ursachen, welche veranlassen, daß das Gesinde das nicht ist, was es sein sollte. Unter diesen steht oben an, Mangel an Einsicht und Unerfahrenheit. Mit 13—14 Jahren werden unsere Kinder aus der Volksschule entlassen. In dem elterlichen Hause fehlt hinlängliche Beschäftigung und Nachbildung. Es gibt sogar vermögenslose Eltern genug, welche ihre Kinder zum sogenannten Beiholen oder Betteln anführen. Bei den Strafgerichten kommt nicht selten der Fall vor, daß die Eltern Kinder auf Busch- und Forstfrevel mitgenommen und geführt haben. Die Kinder dieser geringen Leute, wenn ihre Eltern auch nicht so gewissenlos denken, können doch von diesen unwissenden Menschen nichts lernen. Die Herrschaften kommen durch ihre Unwissenheit aber nicht selten zu großen Schaden. In der Natur der Sache liegt schon die Wahrheit, daß alle Gewerbe, wozu auch die Landwirthschaft gehört, vorab erlernt werden müssen, ehe man sie gut ausüben kann.

Dieses erkennend, hat der Vorstand des landwirthschaftlichen Vereins schon vor langer Zeit darauf angetragen, für die Nachbildung der, aus der Volksschule entlassenen Kinder beiderlei Geschlechts, kleine Lokal-Lehranstalten zu bilden, worin die Kinder, unter guter Aufsicht gehalten, in demjenigen unterrichtet werden, womit sie für die Zukunft für sich und ihre Familien den Lebensunterhalt ge-

winnen können. Es ist weiter angetragen, schon in den Volksschulen damit den Anfang zu machen; dergestalt, daß man den Kindern in der ersten Klasse zweckmäßige Lesebücher der Landwirthschaft gebe, und aus diesen in ihre Schreibbücher schöne Aufsätze einschreiben liesse.

Die aus der Volksschule entlassenen Knaben und Mädchen sollen dann aber, wie in dem darüber abgefaßten Plan vorgeschlagen ist, eine Nachbildung erhalten.

Obwohl die Kosten für eine solche kleine Lehranstalt nicht sehr bedeutend sind, so fehlen doch dazu die Mittel.

Dies hat die Veranlassung dazu gegeben, sich an unsere, auf dem Landtag versammelten Stände mit einer motivirten Vorstellung zu wenden, um ein Fürwort an das hohe Staats-Oberhaupt für Unterstützung zu gewinnen.

Durch einen Zufall ist der wohlgemeinte Versuch nicht gelungen, weshalb jetzt nur noch übrig ist, sich zu nämlichem Zwecke an das hohe Ministerium des Innern, oder unmittelbar an des Königs Majestät zu wenden. Es wird vor der Hand unnöthig sein, hierüber noch etwas Ausführlicheres zu sagen, indem es jedem klar vor Augen steht, daß unsere heranwachsende Jugend in der Landwirthschaft mehr angeführt werden muß.

Alle Anwesende waren mit dieser Ansicht einverstanden und trugen darauf an, dem hohen Ministerium des Innern die Bitte um Unterstützung gehorsamst vorzulegen.

Wir wollen jetzt zu anderen Sachen übergehen, welche dazu beitragen, bessere Dienstboten zu haben. Sprichwörtlich heißt es: „Wie der Herr, also der Knecht.“ „Wie der Meister, also die Gesellen“. Diese von unseren Voreltern zu uns gekommenen Denksprüche sind für die Herrschaften da. Diese sollen ihrem Gesinde allenthalben mit

einem guten Beispiel vorangehen, um dem bösen Hang in unseren Tagen, zur übertriebenen Puz- und Vergnügungssucht entgegen zu wirken. Sie sollen eine gute Aufsicht über ihr Gesinde beiderlei Geschlechts halten; keine zweideutigen schmutzigen Reden, Nachtschwärmerei und andere Verkehrtheiten unserer Tage dulden; ihre Dienstboten aber in allem gleichhalten, keine Zänkerey und Schmähungen unter sich und über Nachbarn dulden; übrigens das Gesinde ordentlich halten und bei Krankheiten oder sonstigen Unglücksfällen für ärztliche Hülfe und gute Pflege sorgen; bei der Arbeit auf dem Felde und in den Wirthschaftsgebäuden, zu gewöhnlichen und ungewöhnlichen Stunden von Zeit zu Zeit zusehen, und nach Befinden, jedoch anständig, Zeichen des Wohlgefallens oder der Mißbilligung fallen zu lassen. Bei Arbeiten, die sich stückweise übersehen und berechnen lassen, z. B. wo die Tagelöhner per Malter den Lohn empfangen, und der Knecht mit drischt, wird diesem auch eine kleine Belohnung nach Ertrag dessen, was er über den sogenannten Drusch abgeliefert hat, gegeben.

Solche kleine Geschenke machen die Herrschaft beliebt, und das Volk geneigt auf ihren Nutzen zu sehen. Ein Gleiches ist beim Abmähen der Früchte, Gras &c. per Morgen. Es ist richtig, daß das ausgedroschene Stroh &c. nachgesehen werden muß. Wird das Haus mit Krankheiten heimgesucht, und ist dann das Gesinde Tag und Nacht bei der Hand, sowie bei ungünstigem Erntewetter besonders fleißig, auch bei Gewittern, Drkanen und andern Unglücksfällen besonders thätig, dann wird das kleine Geschenk, was ihm dafür gleich gereicht wird, auch für die Zukunft reichen Segen bringen; nach dem bekannten Grundsatz: „Wer gleich gibt, der gibt doppelt.“

Diese Art kleiner Geschenke sollte keine Herrschaft übersehen, wenn sie bedenkt, wie oft der Fall kommen kann, daß man von seinen Leuten etwas mehr fordern muß, als man von gewöhnlichen Miethlingen zu erwarten berechtigt ist.

Die Belohnung für mehrjährige treue Dienste verdient auch allerdings nicht vergessen zu werden. —

Nach sorgfältiger Berathung über diesen Gegenstand hat es geschienen, daß Dienstleute, die fünf Jahre mit Auszeichnung und Treue gedient haben, eine öffentliche Anerkennung verdienen.

Es fehlen aber dazu bis jetzt noch die Mittel. Der Lokalbezirk Solingen besteht aus 63893 Seelen und hat 1046 männliche und 2306 weibliche, zusammen also 3352 Dienstboten; so daß immer nach der Bevölkerung die neunzehnte Person dient. Wenn auch nun nach dem Gutachten aller Vereinsmitglieder eine Belohnung oder Dekoration nur an diejenigen Dienstboten vertheilt wird, die fünf Jahre dienen, auch daß das Geschenk selbst nur den Werth von ein paar Thalern hätte, so würde doch immerhin eine ansehnliche Summe herauskommen.

So weit die Erklärung über die Belohnung der Dienstboten, was alle Anwesenden recht und billig fanden.

b) Der zweite Gegenstand der heutigen Verhandlung ist der Dünger, welcher die Seele in der Landwirthschaft darstellt. Dünger ist das mächtige Ersatzmittel, wodurch wir unsern Aekern die Kräfte wiedergeben, die sie durch die abgemäheten Früchte verloren haben. Unter dem animalischen Dünger steht der Mist vom Hornvieh sehr hoch, wegen seiner belebenden Kraft und Ausdauer. Wenn auch die Ausleerungen vom Federvieh, Ziegen, Schaafen und

Pferden kräftiger sein dürften, so müssen sie doch nachstehen, weil die Erfahrung beweist, daß der Rindvieh-Dünger weit länger im Lande hält, und nicht leicht das Getreide zum Lagern veranlaßt. Erfahrene Landwirthe sind der Meinung, daß, wenn der Viehstall nur einigermaßen dazu eingerichtet ist, der Mist länger, wie bei uns üblich geschieht, im Stall liegen bleiben sollte, damit die Ausleerungen vom Vieh sich vollkommen mit dem eingestreuten Stroh &c. vermischen. Sie rathen, daß man alle Tage zweimal einstreuen, dann aber im Sommer nur zweimal, und im Winter nur einmal in der Woche den Dünger aus dem Stall auf die Mistgrube ausbreite. Sie schlagen ferner vor, das Roggenstroh der Länge nach zweimal zu durchschneiden und dann einzustreuen. Da, wo das Roggenstroh mangelt, empfehlen sie das Heide- und Farrenkraut, getrocknete Blätter, durchgehauenen grünen Ginster und wo diese auch nicht ausreichen sollten, da wo schwerer Boden ist, daß Einstreuen mit trockenem Sande, bei leichtem Boden aber getrocknete Rasen oder Erde von Lehm und Thon. Die Düngerstelle soll immer an der Nordseite des Stalles so angelegt werden, daß das Wasser von den Dächern keine überflüssige, abfließende Masse in die Düngerstelle bringe.

Zur Vermehrung und Verbesserung des animalischen Düngers wird der aus dem Viehstall gebrachte Mist ganz gleichförmig auf die Düngergrube geebnet. Ist dieses geschehen, dann wird von dem in der Nähe angefahrenen guten Grund oder Rasen der ausgebreitete Dünger etwa zwei Zoll hoch mit dieser Erde oder Rasen überdeckt, durch Uebergehen festgetreten, dann vermittelst der zur Hand stehenden Rinnen von tannen Holz, der Urin aus dem

ersten Urinkeller, über den mit Erde bedeckten Mist verbreitet, und zwar möglichst gleichmäßig, was man auf gleiche Art beim jedesmaligen Ausmisten des Stalls wiederholt, und zwar so, daß das Bedecken mit Erde oder Rasen mit dem ausgebreiteten Mist im Verhältniß steht, worauf die Kinnen wieder unter Dach gestellt werden. Durch den vorgedachten Zusatz von Erde oder Rasen wird der animalische Dünger nicht allein um mehr als ein Viertel vermehrt, sondern auch im gleichen Verhältniß verstärkt; die Austrocknung und Erhizung wird abgehalten und die Gährung geht ihren regelmäßigen Gang. In mehreren Provinzen von Deutschland ist man mehr, wie bei uns, darauf bedacht, den Viehdünger schon im Stall ganz vorzubereiten, und ihn von dort aus gleich auf den Acker zu bringen; ihre Ställe sind aber besser dazu eingerichtet, wie die unsrigen; auch bleibt in diesen Gegenden das Vieh nur in den Wintermonaten in dem Stall; im Sommer ist es immer auf der Weide.

Bei der Stallfütterung, die bei uns vorherrscht, würden wir uns durch neue Ställe auch wohl helfen können, wenn wir im Winter den untern Theil des Stalles, den wir im Sommer für die Aufstellung des Futters brauchen, zur Hinlegung des Düngers benutzen, den übrigen Vorrath des Düngers aber unter ein Pultdach brächten.

So weit reicht die Erfahrung über die Vermehrung und Verbesserung des Viehdüngers.

Jetzt kommen wir auf die Erzeugung des künstlichen Düngers.

Es ist eine bekannte Sache, daß nach den Gesetzen der Natur aus aller Verwesung der animalischen und

vegetabilischen Substanzen der Boden wieder neue Kraft und Belebung empfängt.

Der Torf, der bei dem künstlichen Dünger durch seine Entsäuerung eine große Rolle spielt, liegt größtentheils im Wasser, in Vertiefungen, wohin bei Platzregen und Ueberschwemmungen alle auf der Oberfläche liegende Gegenstände mit dem abtreibenden Wasser fortgerissen werden. In diesen Vertiefungen wachsen eine Menge Schilf- und Wasserpflanzen, Moos 2c., die bei eintretender Kälte absterben und so die Masse von verwesenen Gegenständen vermehren. Lange Zeit hat man den Torf nicht anders als zum Verbrennen benutzt. Um ihn gehörig zu trocknen, wurde er auf eine erhabene benachbarte Stelle aufgefahren, zerhackt, getreten und nach der Weise der Kohkuchen geformt. Bei eintretenden nassen Jahren und schlechten Sommern geht das Trocknen schlecht; es bleiben oft bis zum Frühjahr viele Abfälle liegen. Geringe Leute, die keinen Viehstand haben, pflegen diese Brocken aufzusuchen, mit ihrer Hausasche zu vermischen, worin sie oft sehr schöne Kartoffeln ziehen.

Dieser Zufall hat mich auf den Gedanken gebracht, durch Kalk und Asche mehr regelmäßig den Torf zu entsäuern, womit ich dann in Blumentöpfen, mit allerhand Blumen, den ersten Versuch machte. Alle fielen ganz glücklich aus, so, daß die Düngungskraft des entsäuerten Torfs außer allem Zweifel war. Es mußte nur noch das Verhältniß des Kalkgehaltes zum Torf und dann die beste Art der Entsäuerung gesucht werden.

Nach mehreren mitunter lästigen Proben stellte sich nachstehendes Verfahren als das beste und kürzeste wie folgt dar:

Beispielsweise nehme ich an, daß das Verhältniß des Kalks zum Torf wie 1 zu 10 ist und zwar nach dem äußern Umfang, nicht nach dem Gewicht; nämlich zu einem Wagen Kalk werden neun Wagen Torf genommen. Der Torf wird, so wie ihn die Grube gibt, jedoch da wo er das reinste schwarze Ansehen hat, so naß wie er aus dem Wasser kommt, auf den Bretterwagen geladen und nicht weit von dem Mistplatz auf eine erhabene Stelle gefahren, die zum Trocknen am geeignetsten ist. Hier wird Wagen für Wagen einer vom andern so weit entfernt, daß Sonne und Luft dadurch streichen, um das Austrocknen zu begünstigen. Ist diese Austrocknung, was vom Wetter abhängt, so weit voran geschritten, daß, wenn man mit einem Spaten in einen solchen Haufen gräbt, die Torferde zwar noch feucht, sich jedoch ordentlich auseinandertrennt; dann wird vom Kalkofen ganz frisch gebrannter Kalk (Kalkasche, wenn sie recht schön ist kann auch gebraucht werden) abgeholt und in der Nähe der abgeschütteten Torferde abgeladen. In der Nähe dieser Haufen wird ein viereckiger freier Platz geebnet, von der Größe, daß sämtliche Torfhaufen mit dem Kalk vermischt, darauf in einem spitzen Haufen Platz haben. Auf diese geebnete Fläche werden zuerst 2 — 3 Zoll hoch von dem tüchtig durchhackten und zerkleinerten Torf mit einem Schiebkarren aufgefahren, darauf einen oder andert halben Zoll hoch zerschlagene kleine Kalkstücke oder Kalkasche ausgebreitet; dann so regelmäßig mit dem ganzen Vorrath von Torf und Kalk verfahren, und zwar ununterbrochen, bis Kalk und sämtlicher Torf auf diese Weise in einen Haufen oder Meiler untergebracht sind. In diesem Zustande kann man diesen Meiler 14 Tage und wenn man keine Zeit hat, auch 3—4 Wochen stehen lassen. Nach

dieser Zeit, jedoch nicht bei Regen, sondern trockenem Wetter fängt man an einer Seite mit dem Umsetzen an, und damit alles gehörig durcheinanderkommt, bedient man sich dazu einer scharfen breiten Hacke, mit welcher man von oben herab bis auf den Boden einhauet, als wollte man kleine Scheiben abtrennen. Wenn der abgehackte Grund auf dem Boden liegt, dann wird mit einem Spaten, in so weit es nöthig erscheint, die geklumpfte Erde noch verkleinert. Nun wird mit einem Schiebkarren die durchgestoßene Torferde in die Nähe des zweiten Urinkellers aufgefahren und davon einen Meiler gebildet, der in der äußern Gestalt demjenigen gleicht, worin wir die Ziegel im Freien auszubrennen pflegen. Es ist selbstsprechend, daß sich dieser Meiler oder die Stelle seiner Lagerung nach der Größe des Borrathes richtet, den man anzufertigen beabsichtigt. Er muß oben ganz horizontal und mit einem kleinen Aufsatz versehen sein, daß keine Flüssigkeit, die man aufschüttet, an den Seiten abläuft. Auf der Oberfläche des Meilers, der nicht über $3\frac{1}{2}$ höchstens 4 Schuh hoch sein darf, werden in der Entfernung etwa von drei Schuh einer vom andern starke Stangen etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser eingedrückt und bis auf den Grund geschlagen und die dadurch entstehenden Öffnungen dadurch erhalten, daß man die Stangen ein wenig hin und her biegt. Durch diese kleinen unbedeutenden Öffnungen fließt der Urin, den man von Zeit zu Zeit, so oft Borrath da ist, aufgießt durch den ganzen Haufen, sowie auch der äußere Eindruck der Luft dadurch befördert wird.

Ganz neu ist die Darstellung dieses künstlichen Düngers nicht; man findet sie in guten landwirthschaftlichen Schriften, obwohl nicht so deutlich beschrieben, unter dem

Namen Mengedünger, Compost, Faulhaufen &c. Hat man beim ersten Umsetzen Dünger aus den Abtritten, Cloaken-Erde, Hornspäne, thierische Substanzen, Ölkuchennmehl, Malzstaub, Sägespäne, Seifensiederäsche, gebrauchte alte Lohse aus den Gruben der Gerber, grünes Unkraut, Abfälle aus den Gärten, die dem Vieh nicht genießbar sind &c., so kann man alle diese düngende Gegenstände beim Umsetzen schichtenweise mit brauchen; dieses letztere kann aber auch bei jedem Umsetzen, was etwa in 4—5 Monaten dreimal geschieht, geschehen. Man unterhält aber das Übergießen mit Urin immer und so oft wie nur Vorrath da ist. Das letzte Umsetzen geschieht bei trockenem Wetter etwa drei Wochen vor dem Gebrauch.

Bei diesem letzteren Umsetzen wird zur Bereicherung der Vegetation noch folgendes beobachtet:

Man nimmt zu einem Vorrath von beiläufig 100 Wagen 4 Centner gemahlene Gyps und 4 Centner trockene Holzasche, mischt diese beiden Gegenstände durcheinander und überpulvert damit den Haufen vor und nach ganz dünn, während des Umsetzens. — Dieser Haufen braucht nun auch nicht mehr die Form eines Meilers anzunehmen. Man kann ihn auch ganz spitz auslaufen lassen. Die Kosten bei einer bedeutenden Anlage vermindern sich nach der Größe des Vorrathes, der gemacht wird.

Ist in der Nähe kein guter Torf zu haben, dann kann man auch mit folgenden Sachen fertig werden, jedoch nicht so vollkommen und sicher, als wie mit dem Torf.

1) Mit allem von den Flüssen an ruhigen Stellen lagernden Lett.

2) Dem, in verlassenen Flußbetten und alten versumpften Stellen, lagernden Lett und Schlamm, wie z. B. zu

Rheindorf in Kagengohl, zu Hitdorf in dem Binnenwasser, zu Monheim in dem alten jetzt beinahe trocken liegenden Binnenwasser, in dem Laacherbruch, in dem Binnenwasser zu Ganspohl und in ähnlichen Vertiefungen, deren eine Menge fast allenthalben vorkommen.

Wo aber auch alles das nicht sein sollte, da kann man bei leichtem Sandboden mit Lehm und Thonerde, bei schwerem Boden aber mit grobem Sand fertig werden, wenn man nur das nämliche Verfahren anwendet, und sich in den benachbarten Städten um Seifensiederäsche, Abfälle aus den Lichtfabriken und Abfälle aus den Zucker- und denjenigen Gasfabriken umsieht, wo das Gas aus Slabfällen gemacht wird. Wird nur das fleißige Übergießen mit Urin nicht unterlassen und man binnen fünf Monaten einmal mehr, den Haufen umsetzen; der Erfolg ist dann der Nämliche. Die Anwendung dieses künstlichen Düngers ist folgende: das Ackerstück, was man zu düngen beabsichtigt, gleichviel zu welchem Gebrauch, muß vor und nach dem Winter, wie es die Witterung erlaubt, von allem Unkraut gereinigt und ebenso behandelt werden, als wollte man Viehdünger darauf anwenden.

So vorbereitet wird der künstliche Dünger aufgefahren; immer kann man einen neunten Theil weniger nehmen, als wenn man animalischen Dünger brauchte. Das Auffahren geschieht so regelmäßig, daß man sehr leicht die gleiche Ausbreitung vollziehen kann. Nun pflügt man zur Saat den Acker nicht tief, säet die bestimmten Körner auf, und eggt wie gewöhnlich. Ist das Stück zu Kartoffeln, Bohnen und Erbsen bestimmt, dann werden diese wie gewöhnlich mit der künstlichen Düngung untergepflügt und nicht geeget, sondern bei großer Dürre etwa bloß mit der

Walze überzogen. Die spätere Behandlung ist nicht anders, als wenn man animalischen Dünger anwendete.

Nach meiner Erfahrung steht der künstliche Dünger gegen den Viehdünger wie folgt:

- 1) In der Kraft der Vegetation wie 9 zu 10;
- 2) Unter allen Verhältnissen der Witterung wirkt der künstliche Dünger schneller, als wie der Viehdünger;
- 3) Seine Darstellung ist leichter und mit wenigen Kosten verbunden, besonders wenn man aus den benachbarten Städten, woran kein Mangel ist, die Bereicherungsmittel seiner Substanz anschafft;
- 4) Ist es für den geringen Mann, der keinen genugsamen oder gar keinen Viehstand halten kann, das einzige Aushülfsmittel;
- 5) Können ganze Gemeinden, die vielen leichten Boden haben, z. B. wie Niefrath, die wegen Mangel an Futterkräutern nicht viel Vieh halten, also auch keinen genugsamen animalischen Dünger gewinnen können, sich aushelfen;
- 6) Wird Jeder sich überzeugen, daß der künstliche Dünger auch länger im Boden wirkt, auch nicht so viel Unkraut erzeugt, wie der animalische; in der Voraussetzung, daß er nicht zu frisch gebraucht, und wie vorher auseinandergesetzt ist, behandelt wird.

Die hierüber von einigen Anwesenden gemachten Erinnerungen und Fragen wurden zur Zufriedenheit beantwortet.

c) Hierauf zum Schluß die Anziehung, Behandlung und Verwerthung des Hornviehs berathen.

Ein ungewöhnlich starkes Leben im Handel mit jungem

Rindvieh, was im vorigen Frühjahr statt hatte, gab die Veranlassung zu der Nachforschung über das Entstehen und über die Frage: Woher kommt es, daß wir so viel Vieh aus dem Ausland bedürfen? Eine glaubhafte Uebersicht, die mit Fleiß angefertigt war, zeigte, daß in Zeit von zehn Monaten hier im Kanton Dpladen 1390 Stück Rinder und Kühe durch Juden und Christen, größtentheils Fremde, eingeführt, und durch Tausch, Kauf, theils gegen baare Zahlung, noch mehr aber auf Schuldbriefe, eingehandelt waren. Jedes Stück durchschnittlich gering, nur zu 40 Thaler angeschlagen, erbrachte schon die große Summe von 55,600 Thaler; dabei kam nicht selten vor, daß dieses Vieh auf dem weiten Transport gelitten, auch wohl gar krank eingehandelt war, denn mehrere starben bald; dieses letztere setzte auch viele Handel bei den Gerichten ab.

Diese betrübende Wahrnehmung veranlaßte, mit Zuziehung der besten Landwirth, in die Sache tiefer und vorzugsweise darauf einzugehen, was zum Grunde liege, daß die Nachzucht beim Rindvieh nicht einmal den eignen Bedarf decke. Sehr bald stellte es sich heraus, das in unserem Kanton Dpladen, vertheilt auf einen großen Flächenraum und angewachsen zu einer Seelenzahl von mehr als 30000, nur bei sehr wenigen Landwirth, eine reine Race und zwar die Holländische vorkam. Alles übrige Hornvieh bestand in erbärmlichen Bastarden, wenige waren durch Kreuzung gewonnen, die mehrsten durch den Handel eingeführt. Zu diesem gesellte sich der Umstand, daß man allgemein über die Zuchtstiere klagte, daß ihrer viel zu wenig, und diese wenigen nicht zweckmäßig vertheilt aufgestellt ständen, daher alle Jahre ein großer Theil der

Kühe unfruchtbar bleibe. Man erkennt nicht, daß die Vorsehung für jede Gegend Rindvieh geschaffen hat, daß, wo man solches anschafft, was bei dem Klima und dem Futter, was an dem Ort, wo es gehalten wird, gedeihet, alsdann der höchste Ertrag erscheint. Daß diese Individuen für die Gegend als Race angeschafft und möglichst rein gehalten werden müssen, liegt auf der Hand.

Was wollte man mit dem schweren Hornvieh aus der Marschgegend der Schweiz ic. in dem mageren Heide- und Bergen des Oberbergischen und in der Eifel anfangen? Wie lange würden diese edlen Thiere bei dem magern Heidefutter und magern Gräser halten. Umgekehrt würden die von dort zu uns geführten kleinen Bergkühe sich zwar gut bei uns befinden, aber drei und vier von ihnen kaum so viel Milch und Butter geben, als eine einzige schwere Kuh in der Rheingegend.

Bei dieser Besprechung kamen auch die Krankheitszufälle beim Vieh zur Sprache. Hierüber war man sehr verschiedener Meinung, obwohl der Standort des Viehs, seine Nahrung und Pflege beachtet wurde.

In unserem Kanton Dpladen herrscht die Stallfütterung vor. Nur einige große Gutsbesitzer machen davon eine Ausnahme und zwar so, daß sie ihr Hornvieh vom Monat Mai bis in den Herbst zweimal im Tage, jedoch nicht in der größten Hitze, Morgens und Nachmittags, auf weißen Kleeefeldern, unter der Aufsicht eines Hüters angepfählt weiden lassen. Mehrere waren der Meinung, daß, wenn auch das Vieh durch den Weidegang etwas mehr Milch geben dürfte, der Verlust an Dünger doch größer, als der Gewinn an Milch sei, wenn man auch berücksichtige, daß das Weidestück durch die Ausleerungen des Viehs

hinlänglichen, stellenweise zu vielen Dünger erhalte; daß man auch bedenken möge, wie das Anpfählen oft viele Unglücksfälle durch Unvorsichtigkeit der Hirten und durch ungewöhnliche Erscheinungen wie z. B. durch einen Hund, Esel 2c. herbeiführe, wie das Vieh sich dadurch leicht erschrecken, wild werde und zu Schaden komme, so wie bei kalten Regengüssen, Stürmen und Gewittern oft erkrankte, auch daß das Rindvieh Mittags und Abends im Stall doch gefüttert werden müsse, weil es seine vollständige Nahrung durch das Austreiben auf das Weidestück nicht erhalte. Dann kam man auf reine Stallfütterung, nämlich auf eine solche, wobei das Vieh das ganze Jahr nicht anders vor die Thür komme, als wenn es zum Dachsen geführt werde, oder höchstens im Herbst, wenn das Futter rar zu werden anfange, wohl auf Stoppelklee oder Grasböden zum Abweiden getrieben oder geleitet werde.

Viele Landwirthe sprachen sich wider diese Behandlung aus, mehrere waren sogar der Meinung, daß ein solches Stück Vieh nicht gesund bleiben könne, andere wollten durch die Erfahrung eines bessern belehrt sein, besonders wenn der Stall gut eingerichtet und mit den gehörigen Luftabzügen oder Schiebern versehen wäre, um reine Luft dem Vieh zuzuführen; Bewegung und ganz freie Luft scheine das Rindvieh nicht nöthig zu haben. Man sehe häufig, wie so gehaltenes und gut genährtes Rindvieh gesund bleibe und mehr Milch gebe, als wie die Weidkühe. Besonders war man dagegen eingenommen, die an den Stall gewöhnte Kuh im Herbst bei kalter Witterung auf Stoppelklee 2c. weiden zu lassen. Eine Menge Beispiele wurden vorgebracht, wo ein solches Thier, dem alles fremd und neu vorkam, erschrocken, wild geworden und umgekommen, an-

dere durch bloße Erkältung bei Regen und Sturm erkrankt und zu Grunde gegangen. Diesem nach kam man zuletzt auf die Frage: bei welcher Fütterung gibt das Hornvieh den höchsten Ertrag? mit anderen Worten: soll man das Vieh warm oder kalt tränken, und das Futter ohne zu erhitzen oder einzusäuern, reichen? Diejenigen, welche von dem Abbrühen und Einsäuern des Futters nichts wissen wollten, hatten den Niederrhein und die Marschgegend im Auge, nämlich da, wo das Vieh den höchsten Ertrag gibt, auch in wenigen Monaten fett wird. Man fragte: wie geht das zu? Ihre Antwort war: das Thier gedeiht deshalb so gut, weil es naturgemäß im Freien lebt, und Futter genug hat. Man kam dann zurück auf einige Gegenden, wo das Hornvieh das ganze Jahr im Stall gehalten wird, in einigen Wirthschaften sogar, mit Ausnahme bei hartem Frost dreimal im Tage auf den Hof geführt wird, um aus einem Teich oder Kübel, soviel kaltes Wasser zu trinken, als ihm beliebt; im Stall, (aber nur im Winter) geschnittenes Stroh, vermischt mit verkleinerten Wurzeln, Spreu &c. wieder kalt zum Genuße bekommt. Man wollte sogar behaupten: man finde in solchen Ställen recht schönes und selten krankes Vieh; zusehend, daß man gelegentlich der in den letzten Jahren, auch bei uns geherrschten Lungenfäule, in diesen Ställen damit verschont geblieben, wo dagegen andere damit befallen worden, welche gewohnt waren, das harte Futter zu schneiden, durch Erhitzung zu erweichen und so lauwarm dem Vieh zu geben.

Eine dritte Meinung bildete sich auf folgende Art: das ganze Jahr nämlich, im Sommer sowohl als im Winter, das Futter zu kochen oder heiß zu überschütten, schien ihnen des Brandes wegen unklug und widernatürlich. Man

wollte aber zugeben, daß in den Wintermonaten es zweckmäßig sein dürfte, das harte Futter durch Erhitzung zu erweichen, mit geschnittenem Stroh und Heu vermischt in einem abgekühlten Zustand dem Vieh vorzusetzen, wie dieses denn auch in den besten Wirthschaften gebräuchlich sei. Wegen Mangel an Zeit konnte dieser wichtige Gegenstand nicht ganz erschöpfend berathen und durchgearbeitet werden; jedoch wurden vorläufig über die Haltung des Zielviehs folgende Grundsätze festgestellt: daß auf 125 Stück Kühe und Kinder ein Stier bestehen soll, und daß das Sprunggeld bei der schwersten Race auf 5 Sgr.; für die mittlere Race von der Ruhr und Münsterland auf 4 Sgr., und für die kleinste Race von der Agger von 250—300 Pfund nur auf drei Sgr. für die Begattung festgestellt werden möge.

Diesem nach wurde die aus dem Bericht der Bürgermeister angefertigte tabellarische Übersicht über den Bestand des Hornviehs und der Zuchtochsen vorgelegt. Darin war man einig, daß vor allem dafür gesorgt werden müsse, daß auf 125 Kühe und zweijährige, oder anderthalbjährige Kinder ein gesetzlich angehöhrter Stier gehalten werden müsse, daß mit diesem Thiere nicht gearbeitet und es so gut genährt werde, daß es zu jeder Zeit schlachtbar erscheine, daß die Anschaffung der fehlenden Stiere durch eine öffentliche Vergantung jedoch dergestalt geschehe, daß der Stierhalter alle Gefahr und Kosten der Unterhaltung übernehmen, ihm dagegen ein Sprunggeld, wie vor bemerkt, zu nehmen erlaubt werde; daß nur für die untere Rheingegend und wo kräftiges Futter wachse, holländische, für die ganze Berggegend aber nur eine münsterländische oder Ruhr-Mittel-Race angeschafft werde.

Zum Schluß kam man auf die Anziehung und Mästung der Schweine. Die Veranlassung wurde genommen, aus dem Gutachten der Sammtgemeinde Schlebusch, worin behauptet wird, daß diese Sammtgemeinde durchschnittlich gerechnet 1500 Stück Schweine zu mästen pflege. Wenn man nach diesem Verhältniß auch die übrigen Sammtgemeinden des Kantons Dpladen beurtheile, so würde man schon, ohne den benachbarten Kanton Solingen, der auch zum landwirthschaftlichen Local-Vereine gehört, auf die Summe von 6000 Schweinen kommen; das fette Schwein nur zu 25 Thaler angeschlagen, erbringe schon die reine Summe von 150000 Thaler. Es wird weiter behauptet, daß mehr als die Hälfte dieser Schweine im Frühjahr durch Handelsleute eingeführt und per Stück zu 5 — 6 Thalern abgesetzt zu werden pflegen. Die Hälfte dieser baaren Auslagen ad 18000 Thaler scheinen dadurch leicht erspart zu werden, daß alle Landwirthe, welche etwa 20 Morgen Acker bauen sich auf die Anziehung von jungen oder Faseltschweinen legten; daß es in dem Wunsch der Mehrheit der Mitglieder des Vereins zu liegen scheine, daß bei Verdingung der fehlenden Stiere, gleichzeitig auch einige gute Biere aufgestellt, auch unter diesen ein oder zwei Chinesische sein möchten, wovon behauptet wurde, daß diese sehr schwer, und was die Hauptsache ist, mit geringem Futter fett würden.

Es wurde hierbei mit zur Handnehmung der Zeichnung auseinandergesetzt, wie durch eine wenig kostende Einrichtung des Stalls, alles Einstreuen von Stroh ic. unter die Schweine fortfalle, und daß die Thiere dabei doch reinlich und gesund blieben.

Der anwesende Vorstand und übrige Mitglieder des

Bereins erklärten, daß dieser Gegenstand ihre Aufmerksamkeit angezogen und daß sie darauf antrügen, daß zur Verminderung der großen Einkaufssumme für die Fasel-schweine das Publikum aufmerksam gemacht werde, sich mit der Anziehung junger Schweine mehr zu beschäftigen, auch bei der Aufstellung der fehlenden Stiere der Bedacht auf die Anschaffung und Haltung der Biere, wobei der Herr Gutsbesitzer Daniel Kemperdick sich erbot eine durchkreuzte Race chinesischer Art für den Preis von drei Friedrichsd'or das Paar käuflich zu überlassen.

Weycks. Lungstrass. Sons. Spiecker. D. Kemperdick.
Iselbeck. Jansen. Theegarten. Offelmann. Büttgers.
Dahl. Ant. Peters.

In der zahlreichen Versammlung vom 10. April d. J. wurde der wichtige Gegenstand über die Vermehrung des Viehdüngers und die Bereitung eines künstlichen ausführlich besprochen, berathen und darüber vorstehende Verhandlung aufgenommen. Die hierin von 1—6 vorkommenden Schlussfolgen wurden als hier und in der Umgegend bekannte Thatsachen bestätigt mit dem aufrichtigen Wunsch, daß die erfolgreiche glückliche Entdeckung zum Heil der Landes-Cultur bald eine allgemeine Anwendung finden möge, worauf der Herr Direktor dieser Abtheilung in seiner öffentlichen Abhandlung vom 17. Oktober c. *) wohlmeinend hingedeutet hat, welches alles auf Verlangen hierdurch amtlich beglaubigt wird.

Dpladen, den 15. Dezember 1845.

Der Bürgermeister Krahe.

*Vorschlag zur Güte.

Man klagt so viel in unserer Zeit über allerlei Noth und Gebrechen, und doch ist die Zeit nicht schlecht, wenigstens nicht schlechter als frühere Zeiten, die auch ihre Noth hatten, aber sich zu helfen wußten. Die Kriegsjahre im Gefolge der französischen Umwälzung brachten Drang und Noth jeder Art; Land und Leute waren geplagt, und — das Schlimmste von Allem — man war dahin gekommen, des vaterländischen Namens und Gefühles sich kaum noch zu erinnern. Endlich, nach einer bis dahin unerhörten Anstrengung der Völker, ward es Friede, allein nun trat die Unmilde der Natur dazwischen. Die Jahre 1816 und 1817 brachten die verderblichste Mäße und Theuerung, deren Andenken noch nicht erloschen ist. Damals fingen auch die Klagen wegen Ueberbevölkerung Deutschlands an. Amerika bot viele Tausend Quadratmeilen ungebauten Bodens. Erst kam ein dunkles Gerücht davon zu den arbeitenden Klassen am Rheine, Main, Neckar u. s. w.; dann bildete sich allmählig ein Verlangen, auszuwandern, in der Ferne jenseits des Meeres frei zu werden von Druck und Armuth. Man kann annehmen, daß seitdem Jahr auf Jahr an 30000 Deutsche nach Amerika gegangen sind. Dieß macht in dreißig Jahren nahe an eine Million. Sie haben ihr Vaterland aufgegeben, ihr Eigenthum, so gut sie konnten, zu Gelde gemacht, und mit demselben sich und den Ihrigen im fernen

Westen ein neues Dasein gegründet. Vielen ist es trefflich
 gelungen, und diese machen nun schon einen namhaften
 Theil der Bevölkerung der Vereinigten Staaten aus. Sie
 halten zusammen, so gut es geht, sind ihres Fleißes, ihrer
 Redlichkeit wegen geachtet, aber sie sind kein Volk; sie
 dienen einem fremden Volke. Und nicht allen ist es gelun-
 gen. Sehr Viele sind auf der Überfahrt gestorben, oder
 verarmt, betrogen in die Heimath zurückgekehrt. Die mei-
 sten haben, statt der gehofften Reichthümer, sich mit einem
 mäßigen Besitze und Wohlstande begnügen müssen, den
 Deutschland ihnen eben so gut bieten konnte.
 Denn, man mag die Sache ansehen, wie man will, um so
 viel Glück und Wohlstand ist das deutsche Vaterland ärmer
 geworden, als jene dort erworben haben. Ein Anderes
 wäre es, wenn sie Colonieen für Deutschland,
 folglich Nutzen seines Handels, seiner Schiffahrt geworden
 wären. Jetzt spricht Alles von Texas, ja, von der heil-
 losen Mosquito-Küste. Auch das ist kein Boden für
 Deutsche. Besäßen wir eine deutsche Handels-, eine Kriegs-
 flotte, ja, dann wäre es anders! Wir dürften dann mit
 den andern Nationen in die Schranken treten, die uns jetzt
 stolz übersehen und mit Achselzucken auf unsere leidigen
 Religions- und andere Zänkereien hindeuten, wenn
 man von deutscher Einheit, von Deutschlands
 Ehre reden will. Aber — so ist es einmal! Eine Flotte
 ist noch nicht vorhanden; Deutschland eingeengt durch tau-
 send innere und äußere Schranken, der Wirrwar der Par-
 teien von Tag zu Tag empfindlicher, der Schwindel der
 Unternehmungen im Gebiete der Gewerbe, des Handels
 der Eisenbahnen fortwährend im Wachsen. Das ist die
 Noth der Zeit, und es wäre ein rechter Arzt, der sie

efflich zu heilen verstände. Nun ist der Kranke, das heißt, unser deutsches und rheinisches Vaterland, noch nicht ohne Kräfte, nicht rettungslos verloren. Aber es gährt und wühlt Alles durcheinander; dicker Dualm steigt auf in die Luft, so daß man oft den klaren Himmel nicht erblickt, der doch noch da ist. Was soll man da thun? Wie gesagt, der rechte Arzt soll noch gefunden werden. Indessen kann es nicht schaden, wenn Jeder über die Noth und ihre Abhülfe nachdenkt und nach bestem Wissen und Vermögen Rath giebt.

Diese Aufgabe haben vorzüglich die Landwirthschaftlichen Vereine. In allem Wechsel der Verhältnisse bleibt doch der Boden des Vaterlandes. Die Erde fährt fort, Früchte zu tragen, in so fern man sie bearbeitet. Ihr Ertrag ist abhängig von der Bebauung. Je mehr Menschen geboren werden, desto mehr Nahrungsmittel sind nöthig. Folglich muß mit dem Anwachsen der Bevölkerung auch der Anbau des Bodens wachsen. Öde Strecken, Wälder, Sümpfe müssen in Fruchtfelder verwandelt und auf den bereits angebauten Stellen der Erde durch Kunst reicheren Ertrag gewonnen werden. Man muß die Aussaat, die Arten der Fruchtgewächse, die Bereitung des Ackers, vor allem die Düngung vervollkommen und vermehren. Die Viehzucht steht mit dem Feldbaue in nächster Beziehung. Auf diese wird sich das Haupt-Augenmerk richten. Der Obstbau bildet eine sehr ergiebige Quelle des Reichthums für ganze Strecken des Vaterlandes. Er kann und soll erweitert und befördert werden, so viel es nur Boden und Klima gestatten. Und sie gestatten viel mehr, als es auf den ersten Blick scheint. Fast alle Gegenden Deutschlands können Obstbau haben, wenn auch einzelne, wie die Pfalz zc., den Vorrang behalten. Aber es gehört Sorgfalt

und Kenntniß dazu. Darum muß der Obstbau in den Volksschulen gelehrt werden, wie es im Badischen 2c. bereits geschieht. Bis wir mehre förmliche Ackerbauschulen in jedem Regierungsbezirke unseres Staates haben werden, kann der Eifer, die Thätigkeit verständiger Schullehrer auf dem Lande sehr viel leisten. Es sind Vorschläge dieser Art von dem landwirthschaftlichen Vereine schon gemacht, die ohne allzu große Mühe und Kosten sich ganz gut ausführen lassen, und von der Weisheit der hohen Landes-Regierung ist mit Sicherheit zu erwarten, daß sie einem so wichtigen Gegenstande die ernsteste Beachtung widmen werde. Denn nur so ist der Übervölkerung zu wehren und so die Auswanderung in fremde Weltgegenden unnöthig zu machen und die Kraft der Arme und des Geldes unserem Vaterlande zu erhalten, daß man den Boden desselben in jeder Weise ausbeutet. Mit jedem Jahre gestaltet sich diese Frage ernster. Das Steigen des Gewerbfleißes erschwert die Sache, statt sie zu erleichtern. Die Bedürfnisse nehmen zu, und es braucht bloß ein geringer Mißwachs, eine Krankheit der Kartoffeln oder Ähnliches einzutreten, um ganze Länder in die schlimmsten Verlegenheiten zu stürzen. Man fühlt es allgemein: Das richtige Verhältniß zwischen dem Bedarf und dem Bodenertrag ist, wo nicht völlig zerstört, doch gefährdet. Nicht nur Holland, Belgien, die Schweiz, als eigentliche Industrie-Länder, machen diese Erfahrung; sie drängt sich auch in unseren Gegenden dem Beobachter mahnend auf.

So erscheint es denn als Pflicht, nichts zu übersehen, was den Anbau des Bodens und dessen Ertrag vermehren und sichern kann. Die solinger Lokal-Abtheilung des landwirthschaftlichen Vereins für die Rheinprovinz hat an die

hohe Regierung zu Düsseldorf (d. d. 4. Oktober 1845) eine Eingabe gerichtet, worin die obwaltenden Nothverhältnisse unseres Landbaues aus einander gesetzt, und besonders drei Punkte einer näheren Beachtung und Unterstützung empfohlen werden. Diese sind: erstens die Erziehung und Vermehrung der Handelsgewächse, welche namentlich den bedrängten Gegenden der Eifel, des Hundsrückens, des Oberbergischen Zuwachs des Wohlstandes versprechen; zweitens der Unterricht der Jugend in der Landwirthschaft, und drittens die Fortschritte in der Düngerlehre, welche in jüngster Zeit gemacht worden. In der Versammlung der solinger Abtheilung zu Dpladen am 10. April d. J. sind diese Grundsätze und Erfahrungen über die Düngung mit entsäuertem Torf und Teichschlamm dem Urtheile einer Anzahl der verständigsten Landwirthe unserer Gegend unterworfen und von denselben durchaus richtig befunden worden. Man legte Proben des Düngers vor; man machte Versuche mit demselben an verschiedenen Orten, unter mancherlei Umständen und alle haben sich bewährt. Namentlich wurde zu Dpladen auf dem dürresten Haideboden (Flugsand) mit dem neuen Kunst-Dünger ein ziemlich hoher Ertrag gewonnen. Auf einem Morgen dieses Ackers wurden im Oktober vorigen Jahres 4000 Pfund schöner Kartoffeln geerntet, dann derselbe Acker, ohne neuen Dünger, mit Roggen bestellt, worauf 360 Stück trefflicher Garben, welche ungefähr 9 Scheffel Korn und 1000 Pfund Stroh erbrachten, in diesem Jahre gewonnen wurden. Die Sache ist hier allbekannt. Ein ansehnliches Stück, bestellt mit Mais, prangt mit 4, 5 bis 8 Kolben, wo man sonst in Deutschland doch gewöhnlich nie mehr als 3 an einer Staude findet. Rüben zu $4\frac{1}{2}$ Pfund, Kohlraben, in und oben der Erde, von

gleicher Schwere; Kunkelrüben von 20 bis 25 Pfund werden jedem anständigen Landmanne gerne vorgezeigt, wie aus mehren Einladungen durch die öffentlichen Blätter uns schon bekannt ist. So ist die Güte und Kraft des künstlichen Düngers erwiesen für Jeden, der Augen zum Sehen hat, und eine folgenreiche Erweiterung des Landbaues auf so manchen Haide Strecken in allen Gegenden unseres Vaterlandes, besonders im Norden Deutschlands, in nächste Aussicht gestellt. Gewiß ein großes Ergebnis!

Überzeugt von der Wichtigkeit der neuen Entdeckung, die so gemeinnützlich als möglich zu machen sein erstes Bestreben ist, hat sich der Vorstand der solinger Abtheilung nun an die hohe Regierung bittweise gewandt und eine strenge Prüfung der Sache durch Kunstverständige und Landwirth von Ruf nachgesucht, damit durch gedachte Behörde diese Erfindung alsdann in weiteren Kreisen verbreitet werde. Zu jeder Probe und Nachweisung erklärt der Vorstand sich bereit; er hat nur den Wunsch, daß die Prüfung der Sache bald vor sich gehe, ehe die Ungunst der Witterung die Untersuchung unmöglich macht. Er verbindet damit das Gesuch, in den Landschulen eine kurze und klare Unterweisung in den Hauptlehren des Feldbaues und der Viehzucht baldigst einzuführen, damit die heranwachsende Jugend des Bauernstandes frühzeitig auf den Werth des Fortschrittes in ihrem Geschäfte aufmerksam werde und Aug' und Ohr gebrauchen lerne.

Geschieht dies bald und allgemein, so wird Überbevölkerung weniger beklagt, Noth nicht befürchtet, Auswanderung nicht gesucht werden müssen. Wir werden den Bauernstand fortschreiten und allmählig die Stelle einnehmen sehen, welche ihm von Gott und Rechtswegen gebührt. Geschieht

es nicht, so steht Wichtigeres auf dem Spiele, als Mancher sich träumen läßt. Jetzt drängt uns bloß die Krankheit der Kartoffeln. Aus allen Ecken vernehmen wir Klagen und Rathschläge, und auf die vielfache Noth werden schon vielfache Pläne und Speculationen gebaut. Nehmen wir einmal an, es wären nicht bloß die Kartoffeln, es wären auch Brodfrüchte und Futterkräuter mißrathen, — was sollte daraus werden?

Und so, oder ungefähr so kann oder wird es einmal kommen, in kurzen Jahren. Darum der Vorschlag zur Güte: „Helfet, so lange es Zeit ist!“

Dipladen, den 14. October 1845.

Der Director der solinger Lokal-Abtheilung des
Landwirthschaftlichen Vereins, Deycks.

Dem größten Chemisten unserer Zeit, Herrn Dr. Freiherrn von Liebig, Professor an der Universität Gießen, Ritter 2c. 2c., der das berühmte Werk, die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie, Braunschweig 1843, geschrieben hat, wurde diese Abhandlung in Betreff des Düngers zum Gutachten vorgelegt und um seine Ansicht gebeten. Derselbe hält sich die Analysirung des Torfs bevor, um sich darüber äußern zu können, ob der Torf auf Feldern aller Art mit gleichem Vortheil anwendbar ist; sagt jedoch vorläufig folgendes: „Aus Ihren Versuchen geht auf das Entscheidendste hervor, daß die Anwendung dieses Düngers großen Nutzen für alle diejenigen Felder haben wird, welche in ihrer Beschaffenheit und Zusammensetzung denen ähnlich oder gleich sind, auf welchen seine Wirkung bereits erprobt worden ist; ich glaube ferner, daß er für diese Felder den thierischen Dünger vollkommen ersetzen kann.

Dies sind die Worte des großen Mannes aus seiner vorläufigen Entscheidung vom 20. des vorigen Monats und da die Wirkung des Torfdüngers bereits auch bei uns auf allen Bodenarten versucht worden ist, so ist es außer allem Zweifel, daß seine nachträgliche Entscheidung gut ausfallen wird.